

Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **43 (1968)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

Barbara

Erfahrungen einer «Genossenschaftspräsidentin»

Vor ungefähr 15 Jahren erschien mein erster Artikel im «Wohnen» unter dem Titel «Freuden und Leiden einer ‚Genossenschaftspräsidentin‘». Der damalige Redaktor, Herr Straub, war auf der Suche nach einer weiblichen Mitarbeiterin, und ich entschloss mich spontan, es mit dem Journalismus zu probieren. Da meine Leserschaft inzwischen stark gewechselt haben dürfte, ist es vielleicht nicht untan, meine Erinnerungen als die Gattin eines Genossenschaftspräsidenten aufzuwärmen. Unterdessen haben sich meine Erfahrungen noch erweitert.

Im zarten Alter von 21 Jahren zog ich in ein kleines Einfamilienhaus der ersten Baugenossenschaft, die mein Gatte zusammen mit anderen initiativen Männern gegründet hatte. Man braucht kein Sherlock Holmes zu sein, um daraus den Schluss zu ziehen, dass er viel älter ist als ich; denn mit 21 Jahren gründet und präsidiert man keine Baugenossenschaft. Zu jenem Zeitpunkt machte ich mir darüber keine Gedanken. Es ist das Vorrecht der Jugend, unbekümmert zu sein, und das war ich und vergnügt und puppenlustig dazu. Die Genossenschaft befand sich im Aufbaustadium, und ich schärfte meinem Eheliebsten vor der Versammlung, an der die Häuser zugeteilt wurden, ein, er möge ja nicht ein Eckhaus wählen. Das sei viel zu teuer für uns. Er musste trotzdem ein solchiges nehmen. Niemand wollte es. Ich war zuerst ein wenig muff, aber ich fand mich dann rasch damit ab. Später begriff ich, dass uns das Glück dabei zuglückelt hatte. Item, wir zügelten mit unseren Klamotten in das Vierzimmerhäuschen, und ich war sälig, was sälig heisst. Ich war weit und breit die jüngste Frau, was mich nicht im geringsten störte, und ich war zudem, was ich vorerst nicht realisierte, ein wenig anders als der Durchschnittstyp der uns umgebenden Hausfrauen. Nämlich war ich nicht geneigt, mich dem Haushalt mit Haut und Haaren zu verschreiben, sondern pflegte nebenher eigene Interessen, las stundenlang Bücher auf dem «Schtägli» vor dem Wohnzimmer und besuchte Bildungsveranstaltungen. Das nahm man mir übel, und ein gewisser Hausfrauentyp fing an, unangenehme Bemerkungen zu machen und mir vorzuwerfen, ich hätte es schön. Die eine sagte, sie hätte nie Zeit, im Garten zu sitzen, und sie habe diesen Sommer 200 Gläser mit Früchten eingemacht. Wozu hätte ich denn 200 Gläser einmachen sollen? Wir hausten zu zweien und hatten keinen Bedarf dafür. Ich musste einiges einsacken, nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern. Alles, was bei mir nicht nach dem gewohnten Schema abgehalten wurde, forderte ihre Kritik heraus, die sie bei meinem Mann plazierten, und er übermittelte mir die Stimme des Volkes, was sehr lehrreich für mich war. Sachte bekam ich eine Ahnung davon, wie sehr man in einer kleineren Genossenschaft, die eine starke Ähnlichkeit mit einem kleinen Dorf hat, in dem jeder jeden kennt, kontrolliert und kritisiert wird, erlaubt man es sich, auch nur eine Spur aus der Reihe zu tanzen. Nicht umsonst hat mir viel später ein Informator an einer Delegiertenversammlung des Verbandes für Wohnungswesen gesagt, nirgends sei man so gut über die Nachbarn im Bilde wie in einer Genossenschaft. Die Kontrolle

funktioniert eisern, und der Gwunder ist ungeheuer. Überall in kleinen Verhältnissen floriert die Neugierde, und es empfindet sich, pickelhart auf dem Pfad der Tugend zu wandeln, ansonst man nichts zu lachen hat. Sogar auf dem Pfad der Tugend wird an einem, besonders wenn man eine Frau ist, herumgenörgelt, verhält man sich nicht aufs Tüpfelchen so wie die andern, und bei einer jungen Frau nimmt man sich sowieso noch mehr heraus als bei einer älteren. Ich liess mich durch die diversen Nadelstiche nicht gross beirren, aber mit der Zeit kamen sie mir doch aufs Gäder. Was tut man in einem solchen Fall? Man passt sich äusserlich an, wäscht das Geschirr punkt um ein Uhr ab und liest nicht mehr auf dem «Schtägli», sondern drinnen, um dem Gemecker die Spitze abzubrechen.

An der kleinlichen Mentalität der Genossenschafter hatten indessen auch mein Gatte und der Vorstand zu leiden. Heute, im Zeichen der Wohnungsnot, kann man sich das kaum mehr vorstellen, was sie alles zu beanstanden hatten. Sogar das bescheidene Sitzungsgeld, das der Vorstand erhielt, wurde ihm vergönnt. Man «stürmte» an den Hauptversammlungen wegen Lappalien, über die es sich überhaupt nicht lohnte, ein Wort zu verlieren. Nachdem es an einer Hauptversammlung noch ein Theater wegen der «Gagga» unseres Hundes gegeben hatte, hielt ich es für klüger, fernzubleiben. Ich konnte es nicht mehr ertragen. In der Rückblende kann ich nicht umhin, den dicken Geduldsfaden, die Langmut, die Ausdauer und zielgerichtete Energie meiner besseren Hälfte zu bewundern, die gelassen dem kleinlichen Gerede zuhörte, ohne sich aufzuregen und im gegebenen Moment den Dingen den nötigen Träf gab. Wer keine dicke Haut hat und dazu tendiert, sich schnell gekränkt zu fühlen, lässt wöher die Finger davon, in einem Genossenschaftsvorstand leitend mitzuarbeiten. Der Möglichkeiten, sich halbtot zu ärgern, sind zu viele. Nur mit Ruhe und Überlegenheit gelangt man ans Ziel. Das war die eine Lehre, die ich aus der Tätigkeit meines Gatten in der Genossenschaft zog. Die zweite war die, dass es viel, viel Zeit braucht, um so etwas aufzubauen, und die dritte, dass man niemals für die Opfer an Freizeit, die man bringt, auf Dankbarkeit spekulieren sollte. «Dankbarkeit ist ein unangenehmes Gefühl», pflegt mein Mann zu sagen, und damit hat er recht. Inwiefern Undankbarkeit auf einen Mangel an Phantasie, Einfühlungsvermögen und an Kenntnissen und auf eine gewisse geistige Beschränktheit zurückzuführen ist, kann ich jetzt nicht näher abklären. Meistens erwachen die Dankbarkeit und die Anerkennung für das, was andere für uns getan haben, erst später, wenn man die nötige Distanz gewinnt und dadurch einsichtig wird. Heute ist sie sicher vorhanden, wozu die Änderung der Verhältnisse auf dem Wohnungsmarkt ihr Teil beigetragen hat.

Dass mir als der Frau des Präsidenten auch mein Portiöchen zufallen sollte, merkte ich bald. Es sammelte sich halt allerhand bei uns. Die Mieter kamen zu passenden und unpassenden Zeiten an unsere Türe. Nicht einmal am Sonntag war man sicher, dass man seine Ruhe haben würde. Sie brachten ihre Anliegen als Mieter vor, sie brachten aber auch ihre persönlichen Probleme vor und fragten um Rat. Sie benutzten ganz ungeniert unser Telephon, das damals noch Seltenheitswert hatte. Anrufe für sie trafen ein, und ich musste

sie an den Draht holen. Als ich mich einmal weigerte, eine Nachbarin zu rufen, weil ich dran war, unserem Erstgeborenen sein Breili hineinzustopfen, drückte sie mir wochenlang einen Kopf hin. Unsere Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft wurde weidlich ausgenutzt. Wer sich als Pfannkuchen hingibt, wird als Omelette aufgegessen. Es war lästig. Ich bin sehr dafür, Ratsuchenden beizustehen, aber sie könnten wenigstens vorher fragen, wann sie kommen dürfen, und so arm, dass sie nicht selber ein Telefon «vermocht» hätten, war niemand. Dass die Frau eines Genossenschaftspräsidenten manches vernimmt und hört, was nicht für jedermann bestimmt ist, ist selbstverständlich. Die Protokolle der Vorstandssitzungen lagen herum. Ich wusste über alles Bescheid. Auch in einer Genossenschaft passiert Ungefreutes. Niemand sagte mir, ich müsse es für mich behalten. Per Zufall schwieg ich von selber. Anerkennung dafür erntete ich erst nach unserem Wegzug, als meine Nachfolgerin alles ausschwatzte. Das ist halt so im Leben.

Trotz all diesen Unzukömmlichkeiten war ich purrlimunter, und ich liebte das kleine Haus zärtlich. Ein bitzeli nagten sie indessen doch an mir. Die Ankunft unseres Nesthockes veranlasste uns, eine grössere Wohnung zu suchen. Es war Zeit, einen Milieuwechsel vorzunehmen, und in der neuen Siedlung, wiederum präsiert von meinem Ehemann, ging von Anfang an alles besser, was meine Person anbetraf. Das direkte Gestichel hörte auf. Es mag mit daran gelegen sein,

Stoss-Seufzer

«Neubaumauern», seufzte kürzlich ein Wohnungsmieter, «sind zu dünn, um ungestört zu schlafen, und zu dick, um zu horchen.»

Kinder lieben

Altra-Geräte

Klettertürme
Hängeschaukeln
Rutschbahnen
Balkenschaukler

JAKOB SCHERRER SÖHNE

Allmendstrasse 7 Zürich 2/59 Tel. 051/25 79 80

dass ich mittlerweile älter geworden war und nicht mehr wilens, mir auf die Nase machen zu lassen. Die Mieter hatten mehr *savoir vivre* und plampeten nicht mehr einfach so daher. Bedurften sie einer Information oder eines Rates, meldeten sie sich vorher an, wie es sich gehört. Das Telephon-gestürme erledigte sich ebenfalls, indem männiglich selber ein Telephon installierte. Es wurde ruhiger, worüber ich froh war. Der Vorstand hatte mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie in der früheren Siedlung. In jeder grösseren Gemeinschaft gibt es Querulanten und Psychopathen, die gerne stänkern, aber wie ich gesehen habe, wirtschaften sie mit der Zeit ab. Entweder ziehen sie weg, oder sie lernen, sich einzufügen und den Mund zu halten. Die Genossenschaftler sind im allgemeinen vernünftig und verträglich. Man gewöhnt sich aneinander und bemüht sich, in Frieden miteinander zu leben. Ich preise mich glücklich, dass ich in einer Genossenschaft wohnen und auf meinen Wegen in den Coop-Laden oder in die Stadt so vielen mir sympathischen Menschen begegnen kann.

KOPANTIQUA ST. GALLEN

Internationale Fachmesse und Ausstellung
kopierter Antiquitäten.



Die Kopantiqua vermittelt ein
weltweites Angebot.

Ausstellungsgruppen: Möbel, Glaswaren, Porzellan und Fayencen, Zinn-, Kupfer- und Messinggegenstände, Kunstschlosserei, Pendulen, Schmuck, Skulpturen und Plastiken, Stoffe, Teppiche, Tapeten und Wandbehänge, Drucker- und Buchbindererzeugnisse und vieles mehr.

8.-16. JUNI 1968

